

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preussischen Monarchie.

# Magazin

für die

Man pränumeriert auf dieses Heftblatt der Allg. Pr. Staatszeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Strasse Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohlthl. Post-Ämtern.

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 56.

Berlin, Donnerstag den 10. Mai

1838.

### England.

Alice, oder die Geheimnisse, von E. L. Bulwer \*).

In den modernen Englischen Romanen droht ein gewisses Uebel überhand zu nehmen, das, wenn es ganz ohne Rüge gelassen wird, zuletzt eine neue poetische Schule erschaffen muß mit noch schlechteren und verkehrteren Productionen, als die gräßlichsten Ausgeburten von Eugène Sue und Michel Raymond. Wir meinen die böse Gewohnheit vieler Schriftsteller, in Erzählungen, die aus dem wirklichen Leben genommen sind, die allerunwahrscheinlichsten Romanverwickelungen einzudrängen. Hier und da sind aus dieser unverzeihlichen Uebertretung der Grundregeln, wonach solche Geschichten abzufassen sind, Absurditäten hervorgegangen, die eben so sehr durch den guten Geschmack, wie durch die allgemein menschliche Erfahrung verdammt werden. So fällt es einer Schriftstellerin ein, die ihren Roman in England zur Zeit des Prinz-Regenten spielen läßt, ihren Lesern eine mysteriöse Geschichte aufzubinden von der Frau eines Lords, die mehrere Jahre in einem finsternen Loch auf dem Schlosse Seiner Herrlichkeit verborgen gehalten wird, während das einfältige Publikum die ganze Zeit über sich einreden läßt, sie sey todt: als ob es glaublich wäre, daß die Lady gar keine Freunde oder Verwandte habe, die sich für ihr Schicksal interessirten, oder als wäre es in England so leicht, mir nichts dir nichts eine Frau von vornehmer Geburt aus dem Wege zu schaffen und noch dazu jeder weiteren Nachfrage nach ihr durch ein unbestimmtes Gerücht ihres Todes und ein falsches Leichenbegängniß ein Ende zu machen. \*\*)

In den vorliegenden Bänden, mögen wir sie nun als einen Roman für sich betrachten oder im Zusammenhang mit Ernst Maltravers, zu dem sie die Fortsetzung bilden, haben wir ein auffallendes Muster dieser neuen Manier in der Roman-Literatur. Alicens Geschichte ist vom Anfang bis zu Ende nicht bloß unwahrscheinlich, sondern wesentlich melodramatisch, und noch etwas schlimmer, wie wir gleich sehen werden. Die Leser, welche den Inhalt der in den ersten Theilen dieses kleinen Novellen-Cyklus abgeschlossenen Erzählung kennen \*\*), werden sich erinnern, daß dort neben dem Haupthelden derselben, den wir unter dem Namen Ernst Maltravers kennen lernen, noch eine Person, Namens Alice, eine bedeutende Rolle spielt, über deren weitere und endliche Schicksale aber, obwohl wir sie aus mehreren Andeutungen errathen sollen, der Verfasser uns zuletzt im Dunkeln läßt. Dieses Dunkel aufzuklären und die Geschichte dieser Alice, wie der übrigen Hauptpersonen, zu einem befriedigenden Schlusse zu führen, dazu ist diese Fortsetzung bestimmt, wie schon ihr Titel zeigt: „Alice oder die Geheimnisse“, und wir recapituliren darum hier kurz die wichtigsten Umstände aus dem früheren Leben der Heldin, um den weiteren Bericht über ihr Schicksal, wie wir ihn aus diesen neuen Bänden entnehmen, daran zu knüpfen. Das Mädchen, welchem wir zuerst in der Hütte ihres böswärtigen Vaters begegnen, wo sie ohne Erziehung ganz roh und unwissend aufgewachsen ist, warnt den jungen Ernst Maltravers, der, auf der Reise verirrt, im Hause Obdach sucht und in Gefahr ist, von ihrem Vater beraubt und ermordet zu werden, und hilft ihm auf die Flucht: er, aus reiner Dankbarkeit dafür, daß sie ihm das Leben gerettet, nimmt sie unter einem falschen Namen in seinen Schutz, führt ein sentimental-poetisches Leben mit ihr, indem er sie bildet und unterrichtet, und — verräth zuletzt ihre Ehre. Umstände zwingen ihn, ihren damaligen Aufenthalt zu verlassen, und als er zurückkehrt, ist sie verschwunden, von ihrem Vater, den sein Raubgewerbe in das Haus führt, fortgeschleppt. Jahre vergehen, und Ernst Maltravers hört von seiner verlorenen Alice nicht mehr. Sie weiß inzwischen ihrem Vater zu entkommen und wandert arm und verlassen mit dem Kinde ihrer sentimentalischen Schuld in der Welt umher, bis sie zuletzt bei einer alten Dame ein Unterkommen findet, wo sie unter dem Namen Butler — demselben, den Maltravers früher angenommen — sich und ihre Tochter durch Müßel-Unterricht erhält, und in dieser Stellung zieht sie die Blicke eines reichen Banquiers auf sich, der ein dem übrigen in mancher Beziehung ähnliches Mißgeschick erfahren und

darum ein großes Interesse an ihren Angelegenheiten nimmt zu Erreichung weiterer Zwecke. Dieser Mann, scheint es, hatte ein Liebesverhältniß mit einer jungen Dame angeknüpft, noch bei Lebzeiten seiner Gattin, die ihm aber durch ihren Tod gerade zur rechten Zeit Freiheit ließ, seine Schuld bei dem jungen Mädchen wieder gut zu machen, indem er sich auf der Stelle heimlich mit ihr trauen ließ, noch ehe sie der Frucht ihrer unglücklichen Liebe das Leben gab. So weit schien Alles die Erfüllung der Hoffnungen dieses bejahrten Herrn zu begünstigen, da starb plötzlich die Frau, welche der Gegenstand derselben war, bald nach der Geburt des Kindes, und er blieb jetzt allein mit seinem Säugling — denn die Gebote weltlicher Klugheit beherrschten ihn vor Allem — von seiner geheimen Ehe zu schweigen und sein Kind nicht anzuerkennen. Doch diese Umstände bilden nur das Vorspiel zu den weiteren Schicksalen des Banquiers. Gerührt durch die Sympathien verbotener Liebe, die Alice mit ihm theilte, und in Betracht des fast gleichen Alters ihrer beiden Töchter, machte er ihr den Vorschlag, ihren Namen zu verändern, heimlich in eine ferne Stadt zu reisen und sich von ihm mit den erforderlichen Geldsummen zur Ausführung dieses Plans versehen zu lassen. Während dem Allen erscheint Alice nicht bloß treu gegen ihre erste Liebe, sondern sie wird uns auch als ein Muster von Tugend beschrieben. Doch aus Rücksicht auf die Krankheit ihrer Tochter, die einen Wechsel der Luft nöthig macht, willigt sie in die Vorschläge des Herrn Templeton, nimmt eine Geldunterstützung an, giebt seine Tochter für ihre eigene aus und macht sich ganz von seiner Güte abhängig, wobei sie aber fortwährend ein streng zurückhaltendes Betragen gegen ihn behauptet, dessen Wahrscheinlichkeit in diesem Fall zu prüfen uns erlassen ist. Herr Templeton, der von eben so sonderbarem Temperament zu seyn scheint, wie Alice selbst, trägt ihr endlich die Ehe an, die sie aber ausschlägt. Jetzt macht sich schon der Leser auf den oder jenen außerordentlichen Schritt gefaßt, der einer Frau von so wunderbarer Beschaffenheit zuzutrauen ist, und in der That, als Herr Templeton, der nicht so leicht von der Verfolgung seiner Wünsche abzuschrecken ist, seine Bewerbung mit Eifer fortsetzt, wird er endlich erhört, und Alice giebt ihm ihre Hand, aber unter einer Bedingung. Wir lassen sie selbst sprechen: — „Wenn ich Sie heirathe, so kann dies nur zu dem Zweck geschehen, Ihrem Kinde eine Mutter zu sichern — doch Gattin darf ich Ihnen nur dem Namen nach seyn! So weit ist es nicht mit mir gekommen, daß ich mich selbst nicht mehr achten sollte. Ich weiß es jetzt, wiewohl ich es früher nicht wußte, daß ich eine Sünde begangen; diese Sünde ist durch nichts wieder gut zu machen, als durch unwandelbare Treue gegen ihn! Ja, ja, niemals darf und werde ich einen Anderen lieben, als den Vater meiner Kleinen. In allen übrigen Dingen können Sie über mich verfügen, wie Sie wollen.“ — Und Alice, die in ihrer Unschuld und Einfalt dies Alles ohne Erröthen ausgesprochen, schlug ihre Hände leidenschaftlich zusammen und verließ Templeton sprachlos vor Erstaunen und Verdruß.

Dürfen wir uns wundern, daß der arme Mann die Sprache verlor? Ein solcher Antrag ist wahrscheinlich noch nie früher von einem Weibe gemacht worden, und Alicens Naivität bei dieser Gelegenheit, mit der sie ohne Erröthen ihre Bedingung nennt, gehört ohne Zweifel mit zu den Myrthen des Buches. Doch dies ist ein Punkt, den wir lieber der Beurtheilung des denkenden Lesers überlassen, um uns desto schneller zu der Lösung der übrigen Räthsel zu wenden. Nach einem Krankheitsanfall, der offenbar die Wirkung hat, ihm das Blut etwas zu kühlen, entschließt sich Herr Templeton, in die Bedingung der Dame einzugehen, und verpflichtet sich zur Beobachtung derselben durch einen Eid, den sie mit Strenge von ihm fordert. Sie vermählen sich, Alice's Tochter stirbt und Evelyn Cameron — so heißt Templeton's Tochter — erscheint jetzt vor der Welt als Alicens Tochter aus einer früheren Ehe. Diese seltsame Verbindung zeigt sich in ihren Folgen nicht so glücklich, als man vielleicht glauben möchte, und Templeton läßt nur zu bald eine sehr natürliche Neigung merken, sein Gelübde zu brechen. Es ist dies ein Blatt aus dem Kapitel von der Ehe, das wir seiner Kuriosität wegen ganz wiedergeben: — „In den ersten zwei Jahren verrieth Templeton ein etwas bedenkliches Verlangen, den ihn bindenden Eid zu umgehen; doch bei der leisesten Andeutung trat ihm das sonst so unterwürfige Weib mit einer Strenge entgegen, die ihn abschreckte und ein-

\*) Roman in 3 Bänden, als Fortsetzung von „Ernst Maltravers“.

\*\*) Die Erzählerin ist Lady Steynen.

\*\*\*) Man vergleiche Nr. 130 des vorigen Jahrgangs: „Ernst Maltravers“, von E. L. Bulwer.



schüchtern. Ja, sie drohte ihm, sein Haus für immer zu verlassen, wenn die Heiligkeit seines Gelübdes im Geringsten verletzt würde, — und einmal ließ sie sich nur mit Mühe von der Ausführung dieser Drohung abhalten. Templeton zitterte; eine solche Trennung mußte Skandal erregen und sie zum öffentlichen Gespräch machen; ja sie konnte leicht Entdeckung des ganzen Verhältnisses herbeiführen. Ueberdies war Alice eben so unerbittlich für Evelyn, als für seine eigene Bequemlichkeit, eine Stütze in Krankheitsfällen und ein Spielball seiner Launen, wenn er gesund war. So söhnte er sich allmählig, obwohl widerstrebend, mit seinem Schicksal aus, und da bald auch Alter und Gebrechlichkeit auf ihn einströmten, so freute er sich wenigstens, eine treue Freundin und eine besorgte Pflegerin gewonnen zu haben. Indes konnte eine Ehe der Art nicht glücklich seyn; Templeton war in seiner Eitelkeit zu sehr verletzt; seine Stimmung, von jeher unfreundlich, war verbittert, und er vergalt daher seine Schmach durch tausend kleine Mißhandlungen, die Alice ohne Murren hinnahm, so daß sie jetzt in diesen reichen und vornehmen Verhältnissen vielleicht mehr litt, als in früheren Jahren, wo sie obdachlos in der Welt umherwanderte mit Liebe im Herzen und ihren Säugling im Arm.“  
(Fortsetzung folgt.)

#### Tagebuch aus den Zeiten Georg's IV.

(Schluß.)

Verlangt man ein Beispiel von der Verletzung der Treue und des Vertrauens, deren es in den beiden Bänden unzählige giebt, die eigentlich ihren Hauptinhalt ausmachen und für welche der Buchhändler seine tausend Pfund bezahlte, so nehme man den Brief Theil I Seite 23, oder vielmehr den Auszug aus einem Briefe; denn man hat die Stellen mit der geschicktesten Malice aus dem Original-Dokument ausgewählt. Die Prinzessin giebt darin auf eine ganz natürliche Weise zu erkennen, daß der Tod ihres schonungslosen Verfolgers das Ende ihrer Leiden herbeiführen würde. Hätte sie sich der Scheinheiligkeit schuldig gemacht, ein solches Ereigniß zu beklagen, oder gar der Gotteslästerung einer Bitte um Abwendung desselben, so würde man aus den Brief ebenfalls aufgetischt haben, und zwar, damit alle Welt sich mit Widerwillen abwenden möchte. Dieser Brief hat, wie die Herausgeberin wahrscheinlich vorausgesehen, viel Unwillen erregt, und man hat sich laut gegen die große Unschicklichkeit darin erklärt. Wir finden in ihm zweierlei, was verletzt. Das Eine ist die ausgedrückte Hoffnung auf Erlösung durch den Tod ihres Verfolgers, ihres Gatten freilich, aber eben darum ist auch er um so weniger zu entschuldigen, da er alle Pflichten des Gatten verletzt. Niemand kann ein Gefühl oder eine Sentimentalität, deren Entstehung er für unvermeidlich erklären muß. Das Andere ist, daß sie ein so natürliches Gefühl niederschrieb; wären diese Worte aber nur derjenigen zu Gesicht gekommen, für die sie ganz allein bestimmt waren, so würden sie auch nie den Tadel derjenigen haben rege machen können, die jetzt ihre Mißbilligung darüber aussprechen. Wir leben sicher in dem Zeitalter einer sehr mangelhaften Moralität, deren Lücken wir durch eine sehr wohlfeile Tugend auszufüllen suchen, nämlich durch den Unwillen über anderer Leute Fehler und die überspannten Ansichten von ihren Pflichten. Dem Prinzen-Regenten gestatten jene Moralisten, die sich so sehr über den Auszug aus dem Briefe der Prinzessin entsetzen, sein Leben damit hinzubringen, seiner Gattin das Ihrige unerträglich zu machen, sie aus seinem Hause zu verstoßen, in offenem Ehebruch von der Stunde der Trauung an zu leben und sie später zu einer unförmlichen Gesellschaft und Lebensweise zu verdammen, während sie die Prinzessin herabsetzen, als hätte sie dies Alles und noch viel Aergeres gethan, und zwar aus dem einzigen Grunde, weil sie ein Gefühl ausgesprochen, das jedes geringere Wesen als ein Engel hegen mußte, und dessen Nichtbegung alle Welt für ein Wunder gehalten haben würde.

Als Entgegnung auf eine Masse skandalösen Gewäschs, mit dem das ganze Buch gefüllt ist, dessen größter Theil sich als die Schöpfung einer böswilligen Phantasie und eines beschränkten Verstandes bewährt, während der Rest auf albernen Mißverständnissen beruht, — reicht es völlig hin, zu fragen, warum die Verfasserin, da Niemand sie hielt, nur einen einzigen Tag im Dienste der Königin blieb, wenn sie nur die Hälfte von dem für wahr hielt, was aus ihrer lägenhaften Feder floss, — wenn sie wirklich Scenen erlebte, vor denen die Tugend einer unbescholtenen Frau sich entsetzen mußte, — warum blieb sie nur eine Stunde, eine Minute in einer so gefährlichen Gesellschaft? Hätte es ihr angestanden, sich aus der unreinen Höhle zu entfernen, so würde man sie bestimmt nicht am Gehen gehindert haben. Sie war aus Menschlichkeit von der Prinzessin angestellt worden, und um ihr diese Wohlthat zu erzeigen, hatte man ihre langweilige Gesellschaft ertragen und ihr einfältiges, linkisches Benehmen übersehen. Was fesselte sie nur eine Minute länger, nachdem sie ihre Tugend gefährdet glaubte? Sie befand sich also wohl in einer Klemme, und um aus dieser zu gelangen, bedarf es eines anderen Kopfes als des ihrigen. Entweder jagt sie die Unwahrheit, oder sie brandmarkt sich selbst, durch das Geständniß, sich aus Liebe zum Gewinn zu einem herabwürdigenden Verkehr erniedrigt zu haben. Sie ist wie ein Zeuge, der sich selbst beschuldigt und dem kein Gerichtshof glaubt. Was sie erzählt, entwürdigt sie eben so sehr, wie es ihre Herrin entwürdigend soll. Wir können die Verfasserin gar nicht für so schlecht halten, als sie sich selbst macht; nein, nein, — was sie sagt, ist nicht wahr! Sie

konnte sich nicht so sehr prostituiren, um in Scenen der Unkeuschheit zu leben; sie hatte sich durch Scherze täuschen lassen, die sie nicht verstand, und sich nicht die Mühe gegeben, ihre eigentliche Bedeutung zu erforschen; davon zeugt ihr Verschlingen des Unsinnes, welchen die Prinzessin ihr von ihrer verstorbenen Schwester Karoline erzählte, deren Namen schon beweist, daß das Ganze nichts als eine Erfindung war, um ihr, der Narrin, etwas weiß zu machen. Sie ward ganz bestimmt durch interessirte Agenten hintergangen, die sie zu ihrem Werkzeug machen wollten; sie mißverstand Vieles, weil sie früher nie in guter Gesellschaft gelebt hatte, und Anderes, weil sie nicht Wis genug besaß, es zu begreifen; und nachdem sie einmal der Meinung war, daß es um sie her nicht mit rechten Dingen zugehe, kam ihr Alles verdächtig vor. Da sie jedoch nichts Entscheidendes herausbringen konnte, so formirten sich auch ihre Ansichten über die sie umgebenden Verhältnisse damals nicht gleich; sie behielt daher ihre Stelle, wie ihre Vorgängerin, Lady Douglas, fünf Jahre früher gethan hatte; und später bildete sie sich endlich ein, viel Lasterhaftes gesehen zu haben, und ihre Phantasie erfand Dinge, die nie existirt hatten. Sie entschloß sich daher, des Verdienstes halber, ein Buch zu schreiben, wie ihre Vorgängerin aus eben dem Grunde sich zum Verhör verstand; und wären die Parteien noch am Leben, so zweifeln wir nicht daran, daß sie die Parallele mit jener Lady durch eine „neue delikate Untersuchung“ vollständig machen und darin die Figur erster Größe spielen würde.

Nichts ist widriger in dem ganzen Buch, als das Gewäsch und Schaugepränge, welches mit der Religion getrieben wird. Sicher haben wir ein Recht, uns dieses harten Ausdrucks zu bedienen, da wir überall den Mangel an christlicher Liebe antreffen. Wir führen nur ein Beispiel an. Lord Abercorn war durch den Verlust seiner ganzen Familie heimgesucht worden und beinahe von Allen ganz allein am Leben geblieben; er trug dies Unglück mit der Fassung und Haltung eines Mannes. Die böswillige Verfasserin benutzte dies, ihn einen Ungläubigen zu nennen. Auf jeden Fall ist dies abermals eine Erfindung oder ein Irrthum, die vielleicht dadurch entstanden, daß der Lord ihre einfältigen Tröstungen zurückwies, die seine Leiden nur vermehren konnten. Sie entblödet sich aber nicht, die Sache als ganz abgemacht hinzustellen. „Ich wünschte, ich könnte ihn trösten“, sagt sie, „indem ich ihm riethe, da Trost zu suchen, wo er allein zu finden ist; aber sein Herz ist verhärtet, und er wird nicht daran glauben.“ Hier schreibt sie den Namen ganz aus, und in demselben Paragraphen erzählt sie eine höchst unwichtige Sache, die einer Dame zugestossen, und da setzt sie höchst vorsichtig nur Lady S. —!

Witten unter allen Herabwürdigungen der unglücklichen Prinzessin, die den Haupt-Inhalt der beiden Bände ausmachen, obgleich auch jeder Andere, dessen Namen sie zufällig nennt, auf eine häßliche Weise angegriffen wird, finden wir zwei oder drei Stellen, wo die Wahrheit so mächtig ist, daß sie alle Schmähungen zunichte macht und die Böswilligkeit überwindet. Wir fragen, ob jemals ein menschliches Wesen ein feineres Gefühl an den Tag legte, sich richtiger benahm, oder mehr Gegenwart des Geistes bewies, als die Prinzessin bei folgender Gelegenheit; es soll der einzige Auszug seyn, den wir aus dem von der Verfasserin selbst gelieferten Theil des Werkes anführen:

„Als wir in die Oper kamen, erblickten wir zu unserem und der Prinzessin nicht geringem Erstaunen in einer Loge den Regenten zwischen zwei fremden in London anwesenden Fürsten und hinter ihnen viele andere Große. Man hatte eben God save the king angestimmt, und natürlich setzte sich die Prinzessin nicht nieder. Ich befand mich hinter ihr, so daß ich das Haus nicht gut übersehen konnte; doch erblickte ich den Regenten, der so eben den Sängern Beifall klatschte. Sobald das Volkslied abgesungen war, wendete sich das ganze Parquet nach der Loge der Prinzessin um und klatschte ihr Beifall zu. Wir dienstthuenden Damen baten Ihre Königliche Hoheit, aufzustehen und sich zu verneigen, sie aber saß unbeweglich und wendete sich endlich mit den Worten an Lady —: „Meine Liebe, John Bull's Weib ist nichts, wenn John selbst da ist.“ Wir lachten Alle darüber, hielten es aber dennoch für Unrecht, die ihr gezollten Grüße nicht zu erwidern; sie hatte indeß Recht, wie die Folge bewies. „Man wird uns ausziehen“, sagte Sir W. Gell. — „Nein, nein“, versetzte die Prinzessin mit äußerst guter Laune, „ich verstehe meine Sache zu gut, als daß ich meinem Gemahl zuvorkommen sollte; ich muß so lange thun, als wäre ich nicht gemeint, bis sie meinen Namen rufen.“ Der Prinz schien ihre Worte zu bekräftigen, denn er stand auf und verneigte sich gegen die Versammlung. Dies nahm man unglücklicherweise für eine Verbeugung gegen die Prinzessin. Ich sage unglücklicherweise, weil man sie wegen der Nichterwidrung dieser Verbeugung getadelt hat; doch kann ich behaupten, daß sie sich ganz so genommen, wie die Umstände es erforderten. Der Prinz nahm in der That den Beifall für sich in Anspruch, und seine Freunde sagten, um ihn gegen den Vorwurf lächerlicher Eitelkeit zu schützen, er habe sich äußerst elegant und zart dabei betragen und sich gegen seine Gemahlin verneigt!! Als die Oper zu Ende war, beklatschte man den Prinzen und seine Begleiter, aber nicht eben enthusiastisch, und kaum hatte er die Loge verlassen, als das Volk den Namen der Prinzessin rief und sie mit dem wärmsten Beifall begrüßte. Jetzt trat sie vor, machte einige Verbeugungen und zog sich dann schnell zurück. Ich glaube, sie benahm sich während des ganzen Abends äußerst richtig, aber ein Jeder erzählt die Geschichte anders und denkt anders darüber. Wie geringfügig scheinen diese Dinge, wie sehr unter der Würde eines verständigen Wesens



zu seyn! Aus Kleinigkeiten setzt sich jedoch die Summe der irdischen Dinge zusammen, und hier hängt dieser geringfügige Umstand genau mit den Interessen der Regentin zusammen, daher wird er von Wichtigkeit für die Feststellung der Wahrheit, und da ich eben selbst dabei zugegen war, so kann und will ich auch die Wahrheit sagen. Als der Kutscher versuchte, uns — ich befand mich mit Lady — im Wagen der Prinzessin, — durch die Carl-Straße nach Haus zu fahren, trafen wir in derselben eine solche Menge Equipagen, daß es nicht möglich war, durchzukommen. Mit vieler Schwierigkeit wendete der Kutscher um, und wir fuhren zurück an Carlton-House\*) vorüber, wo eine unermessliche Volksmenge den Wagen umringte. Als man entdeckte, daß Ihre Königliche Hoheit sich in demselben befand, erhob sich ein so donnerndes, anhaltendes Beifallsgeschrei, daß wir alle völlig betäubt davon wurden. Endlich öffnete man von außen den Wagen, drückte ihr die Hände und fragte, ob man Carlton-House in Brand stecken sollte? „Nein, meine lieben Leute“, antwortete die Prinzessin, „send ruhig, laßt mich weiter fahren und geht nach Haus zu Bette.“ Sie ließen sie fahren, folgten jedoch lange dem Wagen unter unaufhörlichem Geschrei von „Lang lebe die Prinzessin von Wales, lang lebe die Unschuldige!“ u. s. w. Diese Aeusserungen der Gunst des Volkes gefielen ihr; nie hatte ich sie so schön, nie so würdevoll sich benehmen gesehen. Doch hör ich, daß man später Alles einstellt und mit vielen Lügen verfälscht hat.“

Der zweite Theil des Buches beginnt mit einem recht handgreiflichen Beweis — (deren es in dem Werke so unzählige giebt) — von der gänzlichen Dunkelheit, in welcher die Verfasserin in Bezug auf die witzigen, geistreichen Männer herumtappte, die sich an der Tafel der Prinzessin von Wales versammelten, — ein Beweis, wie sie durchaus nicht im Stande war, die Unterhaltung, den Verkehr und die Stellung dieser Männer unter einander zu beurtheilen, als wäre sie plötzlich aus der Stube der Wirthschafterin in den Salon ihrer Königlichen Herrin versetzt worden. Sie erzählt von einem Mittagmahl im Kensington-Palast, wo die Gesellschaft unter Anderen auch aus Luttrell, Nugent, Brougham, Ward und Lord King bestand. Von dem Letzteren gefällt es ihr, zu sagen (um sich natürlich gänzlich um den Kredit und Glauben dessen zu bringen, was sie über andere unwichtigere Leute sagt): „Er ist ein sehr dummer Mensch. Ich erinnere mich nicht, ihn jemals hier oder an irgend einem anderen Orte früher gesehen zu haben (natürlich muß er da ein dummer Mensch seyn), auch kann ich nicht begreifen, warum die Prinzessin ihn einladet. Sie muß ihre besonderen Gründe dazu haben; vielleicht soll er ihr zu irgend einem Zwecke nützlich seyn, denn er ist weder angenehm noch hübsch. Nun ist es aber allgemein anerkannt, daß Lord King einer der ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit war, und nicht nur ausgezeichnet durch seine Kenntnisse und Talente, sondern auch ganz besonders wegen seiner geistreichen Conversation, die seine Gesellschaft höchst anziehend machte. Der Leser ist daher über jene Zeiten ganz erstaunt, und noch mehr, da außerdem der Mann, den die Verfasserin als „nicht hübsch“ anföhrt, fast der schönste Mann seiner Zeit war, wie die alberne Frau von jedem Mater hätte erfahren können. Was dann folgt, macht jedoch die Sache erst vollständig. Sie thut, als wäre sie bald darauf durch die Unterhaltung verletzt worden, da man anfing, „Herrn Wilberforce aufzuziehen“; und so wenig kannte sie den Ton der Gesellschaft, zu der man sie gelassen hatte, daß sie nicht einmal wußte, wie Herr Wilberforce Vielen aus der Gesellschaft der intimste Freund und ein Gegenstand höchster Verehrung war, und daß man sich nur von Zeit zu Zeit diesen Scherz machte, um Brougham zu necken, der noch inniger mit ihm befreundet war. Alle Anwesenden waren so weit davon entfernt, wirklich über Wilberforce zu lachen, wie die unwissende Verfasserin, den Ton dieser Männer zu verstehen, deren Gesellschaft sie manchmal theilen durfte.

Wenn ihre Unwissenheit in Bezug auf Menschen und Dinge sie zu solchen Mißgriffen verleitet, — die jedoch, wohl zu bemerken, niemals gutmüthige oder liebevolle sind, — so kann man sich wohl denken, daß die Blätter von geschossenen Böcken stozzen, wenn sie anfängt, den Schatz ihrer eigenen Bemerkungen vor uns auszukramen. Dahin gehört denn auch die Geschichte von einer Herzogin, die sie zur Favoritin eines gewissen Prinzen macht, ohne zu wissen, daß die Herzogin die Tante des Prinzen war. Mit der Blutschande jedoch noch nicht zufrieden, zeihet sie diese Dame in demselben Athemzuge auch noch der Schändlichkeit, ihrem Kutscher die höchste Gunst geschenkt zu haben.

Der Leser dieses Artikels weiß bereits, daß die Verfasserin des Buches ihre Briefe Mappe dem Buchhändler preisgegeben, und dieser scheint beim Ausuchen derselben nur bemüht gewesen zu seyn, dem sauberen Werke recht viel berühmte Namen einzuverleiben, ohne Rücksicht auf Schicklichkeit, ja sogar ohne Rücksicht auf interessanten Inhalt. Es werden uns da mehrere Briefe von der Prinzessin von Wales aufgetischt, in denen kein Mensch auf der ganzen Welt auch nur ein unterhaltendes Wort zu entdecken vermöchte. Kann wohl irgend Etwas einem absichtlichen Kniff ähnlicher sehen, als die Anzeige eines Buches mit Original-Briefen der Königin Karoline, wenn alle an Interesse dem nachfolgenden gleich und eben so wenig werth sind, gedruckt zu werden, wie Einladungen zu irgend einer Gesellschaft?

„Ich befinde mich am Vorabend meiner Abreise, die morgen Abend in der Fregatte „Jason“ vor sich gehen wird, da der

Wind günstig ist. Eine Brigg wird außerdem unser Gepäck und die Equipagen aufnehmen und uns nachführen. Capitain King fährt den „Jason“ selbst. Wenn der Wind günstig bleibt, so werden wir am 12. August zu (unleserlich) landen, — mit dem Hien hoff ich in Braunschweig zu seyn. Ich denke nur zehn bis funfzehn Tage in meinem Geburtslande zu verweilen und mich Anfangs September nach der Schweiz zu begeben. Es ist immer noch meine Absicht, den Winter in Neapel zu verleben; sollten dort jedoch Unruhen gegen Murat ausbrechen, so würde ich natürlich Rom oder Florenz vorziehen. Wir müssen aber nicht eher an Unglücksfälle glauben, als bis sie wirklich eingetreten sind; daher hoff ich in Neapel bleiben zu können, —“ u. s. w.

Demselben Vorwurf der Nichtigkeit kann man jedoch auf die in dem Werke enthaltenen Briefe von Sir W. Gell nicht ausdehnen, obschon es wohl kaum etwas Tadelnswertheres giebt, als der Welt diese Ergüsse eines humoristischen Unsinns vorzulegen. Das Aufbewahren derselben, wodurch man sie der Gefahr aussetzt, einmal in fremde Hände zu gerathen, ist schon unrecht und trägt durch die Störung aller Sicherheit dazu bei, den geselligen Verkehr zu vernichten; das Verkaufen solcher Briefe jedoch für Geld, damit das Publikum zu sehen bekomme, was der Briefsteller nur für die eine vertraute Person bestimmte, ist eine schwere Verlesung.

Daß die Verfasserin, was das Aufdecken von Privatgeheimnissen und das Verkaufen des eigenen Tagebuchs und der Briefe von Fremden betrifft, zu einer Klasse zu zählen ist, zu welcher die berühmte Mary Ann Clarke gehörte, ist dem Leser gewiß längst klar geworden; es scheint aber außerdem auch, was man kaum erwarten sollte, daß sie sogar die Bekanntschaft ihrer geistigen Zwillingschwester suchte und kultivirte. Es geschah auf dem Geschäftswege, so wie sich etwa zwei Leute, die mit verbotener Waare handeln, mit einander über die Art und Weise besprechen, ihren Schofel am sichersten an den Mann zu bringen. Sie findet Gelegenheit, Mary Ann Clarke als ihre Autorität für eine standalöse Anekdote von der Königlichen Familie anzuführen, und fügt hinzu: „Sie wissen, wie ich ihr um den Bart ging, damit sie mir die für ihre eigenen Memoiren bestimmten Noten zeigte.“ Wir fragen weiter nichts, als was sie wohl von einer der hohen Personen, die sie auf jeder Seite verleumdet, gesagt haben würde, wenn eine solche sich mit einem so verruchten Weibe zu einem so schmutzigen Zweck eingelassen hätte?

Nur noch eine von ihrer eigenen Hand aufgezeichnete Anekdote, und dann möge es genug seyn. „Die Prinzessin“, sagt sie, „hat Lady E. Campbell mit Wohlthaten überhäuft und ihr tausend Dukaten übersendet, sobald sie anlangte“ (in Genua). Wie vergilt sie diese Güte? Wie tilgt sie die große Schuld der Dankbarkeit für so viel genossene Wohlthaten? Durch dies abscheuliche Buch! — Empfand sie etwa die Undankbarkeit, die Grausamkeit dessen nicht, was sie that? O, sehr wohl! Sie findet es schon verbrecherisch, die Notizen niederzuschreiben, welche keine Augen als die ihrigen jemals sehen sollten. „Das Aufschreiben dieser Noten“, sagt sie, „wenn gleich sie außer mir kein Mensch zu sehen bekommen soll, scheint mir unrecht; man überschüttet mich mehr als jemals mit Güte.“ Wo waren nun die Gefühle, welche sich schon gegen das einsame Gefirgel der Feder auflehnten, als die Druckerpresse durch ihre eigene verkäufliche Hand in Bewegung gesetzt wurde, um den Sclandal durch alle Zeitungen und Leihbibliotheken des ganzen Reiches ausposaunen zu lassen? Wahrhaftig, sie hat mit ihrem eigenen Munde das Verdammungs-Urtheil über sich ausgesprochen, und dabei lassen wir es.

(Edinb. Review.)

## Frankreich.

### Erinnerungen aus dem Jahre 1815.

(Aus dem „Congrès de Vérone et la campagne de 1823“, von Chateaubriand.)

Am 3. März um 2 Uhr Nachmittags erfuhr der Kaiser Alexander in Wien die Landung Napoleon's; an demselben Tage ging eine Stafette um 5 Uhr Abends nach Petersburg ab und überbrachte den Befehl, die Garden aufbrechen zu lassen. Die zurückmarschirenden Truppen stehen still, ihre langen Reihen machen Kehrt, und 800,000 Feinde wenden das Gesicht nach Frankreich. Die Sonne des Ruhms von Marengo und Austerlitz ließ aus dem Boden Frankreichs, dieses großen Soldaten-Nestes, Armeen hervorsprossen.

Der Herzog von Wellington sollte die Ankunft der Russen abwarten; Bonaparte ließ ihm keine Zeit; Waterloo ist ein Name, der nicht mit Stillschweigen übergangen werden darf.

Während der hundert Tage begleiteten wir den König; am 18. Juni gingen wir durch das Brüsseler Thor aus Gent; wir spazierten einjam auf der Heerstraße umher; wir hatten César's Kommentarien mitgenommen und wandelten langsam, ganz in das Lesen vertieft. Wir waren schon eine Meile von der Stadt entfernt, als wir ein dumpfes Rollen zu vernehmen glaubten. Wir standen still und betrachteten den umwölkten Himmel, indem wir überlegten, ob wir weiter gehen oder nach Gent zurückkehren sollten, denn es schien ein Gewitter ausbrechen zu wollen. Wir horchten auf und hörten nichts als das Geschrei eines Wasserhuhns und den Klang einer Dorf-Uhr; wir setzten den Weg fort. Wir hatten noch nicht dreißig Schritte zurückgelegt, als das Rollen wieder begann, bald länger, bald kürzer anhaltend, aber immer in ungleichen Zwischenräumen. Zuweilen konnte man dasselbe nur

\*) Die Wohnung des Regenten.



durch ein Erzittern der Luft wahrnehmen, welches sich jedoch der Erde auf dieser ungeheuren Fläche mittheilte; so entfernt war es. Dieses Dröhnen, welches nicht so stark, nicht so zusammenhängend als das des Donners war, brachte uns auf den Gedanken einer Schlacht. Wir standen vor einer Pappel, welche in dem Winkel eines Hopfenfeldes gepflanzt war; wir überschritten den Weg und lehnten uns gegen den Baumstamm, indem wir unsere Blicke nach Brüssel richteten. Unterdeß hatte sich ein Südwind erhoben, der uns den Donner der Artillerie deutlicher zutrug. Die große Schlacht, die noch keinen Namen hatte, deren Echo wir am Fuße einer Pappel vernahmen und deren Leichengefang eine Dorf-Uhr ertönen ließ, war die Schlacht bei Waterloo.

Als schweigende und einsame Hörer dieser schrecklichen Schicksals-Entscheidung waren wir natürlich heftiger bewegt, als wenn wir mitten im Lärme der Schlacht gewesen wären; die Gefahr, das Feuer, die Haufen der Todten würden uns keine Zeit zum Nachdenken gelassen haben; aber allein, unter einem Baume der Genter Feldmark, gleich den Schäfern, die ihre Heerden auf die Weide führten, wurden wir durch die Last der Sorgen niedergedrückt. Was war das für eine Schlacht? War sie entscheidend? War Napoleon in Person zugegen? Wurde um die Welt wie um das Gewand des Heilandes gekämpft? Je nachdem die eine oder die andere Partei siegte, welches werden die Folgen dieses Ereignisses für die Völker sein, Freiheit oder Sklaverei? Welches Blut floß? War nicht jeder Ton, der zu unseren Ohren drang, der Todesseufzer eines Franzosen? Wurde hier eine neue Schlacht von Crécy, von Poitiers oder von Azincourt zur Freude der unversöhnlichen Feinde Frankreichs geliefert? War nicht unser Ruhm verloren, wenn sie triumphirten? Was wurde aus unserer Freiheit, wenn Napoleon siegte? Obgleich der Triumph Napoleon's uns zu einem ewigen Erel verdammt, hatte doch das Vaterland die erste Stimme in unseren Herzen; unsere Wünsche kämpften mit dem Unterdrücker Frankreichs, der unsere Ehre gerettet und uns vor fremder Herrschaft bewahrt haben würde.\*)

Jeder Kanonenschuß erschütterte uns und machte unsere Herzen lauter schlagen. Wir waren nur durch einige Meilen von einer ungeheuren Entscheidung getrennt, und wir sahen sie nicht; dem weiten Leichen-Denkmal, welches von Stunde zu Stunde bei Waterloo höher aufstieg, konnten wir nicht näher treten; wir streckten vergeblich die Hände nach den Pyramiden aus. Kein Reisender ließ sich sehen; einige Frauen, die auf dem Felde Gemüse pflanzten, schienen das Geräusch, das wir vernahmen, nicht zu hören. Plötzlich aber eilt ein Courier herbei; wir verlassen den Fuß des Baumes und betreten die Mitte der Chaussee; der Courier hält an; wir befragen ihn; er gehörte dem Herzog von Berry und kam von Alost. Er sagt uns: „Bonaparte ist gestern (den 17. Juni) nach einem blutigen Kampfe in Brüssel eingezogen; heute (den 18. Juni) ist die Schlacht wahrscheinlich wieder erneuert worden; man glaubt an die völlige Niederlage der Verbündeten, und es ist schon der Befehl zum Rückzuge gegeben worden.“ Der Courier setzte seinen Weg fort.

Wir folgten ihm eiligst. Der Wagen eines Kaufmanns, der mit seiner Familie floh, überholte uns; er bestätigte die Erzählung des Couriers. Am 19. Juni wurde die Wahrheit bekannt. Die Franzosen hatten anfangs auf dem linken Flügel gesiegt; aber bald wendete sich das Glück; Blücher erschien mit frischen Truppen und schnitt die Kaiserliche Garde von unserer schon durchbrochenen Armee ab. Um diese unbewegliche Phalanx herum wird unter den Wogen des Staubes, des glühenden Rauchs und der Kartätschen, in der von Congreveschen Raketen erhellten Finsterniß, unter dem Donner von dreihundert Feuerschlünden und dem Galopp von 25,000 Pferden Alles von dem Strome der Fliehenden hinweggerissen; dies war gleichsam die Endübersicht aller Schlachten des Kaiserthums. Zwei Mal schrieen die Franzosen: Sieg! Zwei Mal erstarb ihr Geschrei unter dem Andringen der feindlichen Heersäulen. Unser Feuer wurde schwächer; wir hatten keine Patronen mehr; einige verwundete Grenadiere halten sich aufrecht inmitten der 40,000 Todten, der 100,000 blutigen Kugeln, welche kalt zu ihren Füßen liegen; sie lehnen sich an ihre Mäntel; ihr Bajonnett ist zerbrochen, auf den Pfannen ist kein Pulver mehr. Nicht weit von ihnen weilt der Schlachtengott auf einer samer Stätte und hört mit starrem Blick den letzten Kanonenschuß, den er in seinem Leben hören sollte. Die Katastrophe, welche das Kaiserthum tödtete, führte den Russischen Monarchen nach Paris zurück; er wurde nicht wieder so günstig aufgenommen. In der ersten Invasion der Verbündeten hatte man eine Befreiung zu sehen geglaubt; in der zweiten sah man nichts als eine Eroberung. Da die zweite Invasion nicht die Freiheit brachte und ungeheure Lasten auferlegte, so fühlte man bald die ganze Schwere des fremden Joches. Jetzt herrschten nicht mehr die Russen in Paris, sondern die Preußen; diese hatten Unbilden zu rächen und trugen die Freude des Sieges zur Schau. In Boulogne war ein Englisches Lager aufgeschlagen, und die Franzosen sahen die beiden ihnen am feindseligsten gesinnten Nationen als Unterdrücker vor ihren Augen. Im Jahre 1814 war Frankreich in weniger als einem halben Jahre von den fremden Heeren wieder befreit worden; jetzt sollte es fünf Jahre besetzt bleiben;

\*) So schön und poetisch das auch klingt, wird es doch Niemand dem Herrn v. Chateaubriand glauben, daß Ludwig XVIII. damals seinem Gegner den Sieg gewünscht habe. Aber was sagt man nicht Alles, der Französischen Eitelkeit zu gefallen?

es verlor Landau im Elsaß, Saarlouis in Lothringen, Philippeville und Marienburg im Hennegau und Versoir im Ländchen Gex; es mußte sich zur Zerstörung von Hüningen bequemen und an Savoyen und an die Niederlande diejenigen Gebietsstücke abtreten, welche uns der Vertrag von 1814 gelassen hatte. Während fünf Jahre mußte es sechzehn Gränzfestungen hergeben und eine Occupations-Armee von 180,000 Mann unterhalten. Man hatte sich eine Entschädigung von fünfshundert Millionen ausbedungen, und zur Tilgung der außerhalb Frankreichs gemachten Schulden mußten vierzig Millionen Renten aufgenommen werden. Fügt man zu diesen Opfern noch den Schaden, den die Durchzüge und der Aufenthalt der fremden Truppen verursachten, so kostete jeder der hundert Tage dem Lande dreißig Millionen; die Totalsumme für einen Marsch Napoleon's ist also drei Milliarden. Auch die Kunstwerke wurden uns entzogen;\*) man mußte die Bestürzung in Paris sehen, als der Herzog von Richelieu den Kammern mit gedämpfter Stimme die verhängnißvollen Verträge vorlegte, und als die Kammern schweigend deren Annahme votirten. Eben so entschieden äußerte sich das patriotische Gefühl, als die Fremden die Handschriften aus den öffentlichen Archiven nahmen und die Galerie des Louvre leereten; Canova bezeichneter selbst die Meisterwerke, welche Italien gehörten; der Sieg raubte, was der Sieg erworben hatte.

#### Bibliographie.

- Mélanges littéraires, politiques et philosophiques. — Von Bonald. 2 Bde. 13 Fr.  
 Mémoire sur le système grammatical des Langues de quelques nations indiennes de l'Amérique du Nord. — Von P. E. du Ponceau. (Befrönte Preisschrift.) 8 Fr.  
 L'Echo du Vatican. Journal religieux, hist. et lit. — Erste Hef. Januar. Marseille. Preis des Jahrgangs von 12 Hefen 8 Fr.  
 Cours de Littérature allemande, professé à la faculté des lettres de Paris. — Von Eichhof. 5 Fr.  
 Etudes et souvenirs de voyages en Italie et en Suisse. — Von E. Standin. 2ter Theil. 7½ Fr.  
 Dernières Intrigues de la Russie en Valachie et en Moldavie.  
 Don Carlos, ou l'héroïsme moderne en Espagne. — Gedicht von de Lattre. 5 Fr.  
 Une Matinée d'un ambitieux. Comédie.  
 L'Education progressive. T. 3. Etude de la vie des femmes. — Von Mad. Necker de Saussure. 7 Fr.  
 Recherches sur l'Encéphale, sa structure, ses fonctions et ses maladies. — Von M. Barthelemy. 3½ Fr.  
 Peyssonnel et Desfontaines, Voyages dans les régences de Tunis et d'Alger. — Herausgegeben von Bureau und Lamalle. 2 Bde. 18 Fr.  
 Histoire générale du 18e siècle. — Von J. Ragon. 7½ Fr.  
 Rimbouurg, oeuvres philosophiques. — Herausgegeben von Th. und E. Soiffet. 3 Bde. 15 Fr.

#### Mannigfaltiges.

— Das Licht einer Kerze. Ein Liebhaber der Physik ist auf den sonderbaren Einfall gekommen, die nachfolgenden Berechnungen anzustellen. „Eines Abends saß ich mit mehreren Mitgliedern meiner Familie am Feuer; ich sah, wie sie Alle beim Schein einer Kerze lasen. Ich kam auf einen ganz eigenen Einfall: wie viel Lichttheile braucht jeder Lesende besonders? Angenommen, die Kerze ist so aufgestellt, daß kein Lichttheil verloren geht, wie viel Personen können dann bei derselben sehen? Die Kerze war ziemlich stark und leuchtete sehr hell. Ich fand, daß ich in einer Entfernung von drei Fuß in einem Buche lesen konnte, welches ich neun Zoll von meinen Augen abhielt. Die Kerze hätte also die erhabene Fläche einer Kugel mit einem Radius von drei Fuß genügend erhellt. In meinem Buche gingen 400 Buchstaben auf den Quadratzoll. Eine konkave Kugel von sechs Fuß Durchmesser würde also 6,314,400 Buchstaben enthalten haben, welche die Kerze für das neun Zoll vom Buche entfernte Auge genügend erhellt. Das Licht, welches ein Buchstabe zurückstrahlt, läßt denselben in solcher Entfernung sichtbar erscheinen, aber nicht bloß nach einer Richtung hin, sondern nach allen möglichen; für wie viel Augen würde also das so zurückgestrahlte Licht genügen, um den Buchstaben deutlich lesen zu können? Die Rechnung ist nicht schwer. Ich setzte voraus, daß die Pupille des Auges den rechten Theil eines Zolles im Durchmesser habe, und dies kommt der Wahrheit ziemlich nahe. Die Oberfläche einer Halbkugel von neun Zoll Halbmesser ist also gleich den Pupillen von 41,463 Augen. Das Licht, welches ein Buchstabe zurückstrahlt, genügt also, um denselben der Hälfte dieser Paare Augen sichtbar erscheinen zu lassen. Da das Licht, welches auf einen Buchstaben fällt, genügend ist, um denselben 20,732 Paar Augen sichtbar erscheinen zu lassen, und da die Zahl der Buchstaben, welche auf der konkaven Fläche einer Kugel von drei Fuß Halbmesser Platz haben, 6,314,400 beträgt, so würde das Licht, welches auf alle diese Buchstaben fällt, für 133,036,340,800 Paar Augen genügen. Das Gesagte kurz zusammenzufassen, können also beim Licht einer Kerze, wenn kein Lichttheil verloren geht und Alles auf gleiche Weise vertheilt wird, 133,036,340,800 Augen zugleich lesen. Nehmen wir nun die Bewohner der Erde zu 900 Mill. an, so würde das Licht einer einzigen Kerze den Bewohnern von hundertundfünfzig ähnlichen Welten das Vergnügen des Lesens verschaffen, wenn die Pupillen aus den Augen heraustreten und sich um das Licht herumstellen könnten.“

\*) Notabene, diejenigen Kunstwerke, die man früher aus allen Ländern Europa's mitgenommen und nach Paris geführt hatte.